

Laura Wehr

**Elterliche Erwerbsarbeit und Familienalltag  
aus Sicht der Kinder**

# »Wenn man sie öfters mal hört oder auch mal sieht, dann ist es nicht so schlimm ...«

»Eigenartig  
wie das Wort eigenartig  
es fast als fremdartig hinstellt  
eine eigene Art zu haben.«

Erich Fried  
Die Freiheit den Mund aufzumachen



Die Grenzen zwischen Arbeitswelt und Familienwelt, Privatem und Öffentlichem, Arbeitszeit und Freizeit sind fließender geworden. Neue Familienformen, neue Arbeitsformen sowie eine starke Flexibilisierung der Arbeitszeiten und Arbeitsorte stellen veränderte Ansprüche an die Herstellung von Familie. Vom Umbruch der Arbeits- und Familienverhältnisse sind aber nicht nur die Eltern, sondern auch die Kinder betroffen. Bislang gibt es nur wenige Studien, die das Spannungsfeld von Erwerbsarbeit und Familienalltag aus der Perspektive der Kinder untersuchen.

Im Rahmen eines DJI-Gaststipendiums wurden Kinder im Alter von zehn bis dreizehn Jahren, deren Eltern in flexibler Erwerbsarbeit tätig sind, in teilstrukturierten Interviews zu ihrem Familienalltag befragt:

Wie wirken sich die flexibilisierten elterlichen Arbeitsverhältnisse konkret auf den Alltag der Kinder aus?

Wie bewerten die Kinder die Arbeits- und Familienverhältnisse?

Welche Bedeutung schreiben die Kinder der Familienzeit zu? Welche Bedürfnisse äußern sie in Hinblick auf eine gelingende Balance von Arbeit und Familie?

## Arbeits- und Familienalltag im Wandel – zwei Beispiele

Die *vierköpfige Familie Hansen*\* lebt in einem Dorf südlich von München. Der zwölfjährige Sebastian besucht die sechste Klasse des Gymnasiums in der Kreisstadt, sein zehnjähriger Bruder Daniel die vierte Klasse der Grundschule im Dorf. Der Vater arbeitet als Innenrequisiteur beim Film, die Mutter als Continuity (eine Art Kontrolleurin der filmischen Abläufe am

\* Alle Namen wurden anonymisiert.

Set) für Fernsehserien. Beide Eltern sind immer nur für die Dauer eines Filmprojekts, d. h. für einige Wochen und Monate, befristet angestellt. Die Filmprojekte sind mit ausgreifenden Arbeitszeiten verbunden: Sechs bis sieben Arbeitstage sowie 50- bis 72-Stunden-Wochen sind die Regel.

Die Eltern wechseln sich, seit die Kinder zwei und vier Jahre alt sind, mit Erwerbstätigkeit und Hausarbeit/Kinderbetreuung ab: Meist ist ein Elternteil zuhause, der andere Elternteil bei Dreharbeiten. Da die Mutter häufig im näheren Umkreis von München dreht, kehrt sie spätabends nach Hause zurück oder kommt am Wochenende »zu Besuch«. Der Vater ist dagegen oft bei Produktionen an weiter entfernten Drehorten tätig und für die Familie dann wochenlang nur telefonisch erreichbar.

Die *vierköpfige Familie Falke* wohnt in einer Kleinstadt südlich von München. Die Familie ist eine »Patchwork«-Familie: Der Vater des zwölfjährigen Florian und die Mutter der dreizehnjährigen Mara haben geheiratet, als die Kinder acht und neun Jahre alt waren. Zur leiblichen Mutter bzw. zum leiblichen Vater haben Florian und Mara keinen Kontakt. Florians Vater arbeitet als Filialleiter in einem 30 Kilometer entfernten Drogeriemarkt. Offiziell hat er eine 40-Stunden-Woche, de facto sind es meist mehr. Die Arbeitszeiten von Herrn Falke wechseln jede Woche. Oft kommt er erst gegen 21.00 Uhr nach Hause; zweimal wöchentlich beginnt sein Arbeitstag bereits um sechs Uhr; zudem arbeitet er an drei Samstagen im Monat und stellt häufig abends noch zuhause den Dienstplan zusammen. Maras Mutter arbeitet montags bis freitags von 8.00 bis 15.00 Uhr als Sachbearbeiterin bei einem Paketdienst am Wohnort. Florian und Mara besuchen dieselbe sechste Klasse der Hauptschule am Ort. Bis vor einem Jahr gingen beide nach der Schule in den Hort; mittlerweile versorgen sie sich mittags selbst.

### Forschung mit Kindern

Um zu differenzierten Aussagen über gelebte Kindheiten zu gelangen sowie das Handeln, Erleben und Deuten von Subjekten in ihren Lebenswelten abbilden zu können, wurden ein überschaubares Forschungsfeld und ein subjektorientierter Ansatz gewählt. Damit verbunden ist die Grundannahme, dass

Die Explorativstudie knüpft an das DJI-Forschungsprojekt »Entgrenzte Arbeit, entgrenzte Familie. Neue Formen der praktischen Auseinandersetzung mit dem Spannungsfeld Arbeit und Familie« an.

Dabei wurden 62 Beschäftigte sowie 14 Partner/innen in München und Leipzig mittels themenzentrierter, erzählgenerierender Interviews zu ihrem Arbeits- und Familienalltag befragt.

Die Befragten haben alle Kinder und sind in unterschiedlichen Positionen im Einzelhandel bzw. in der Film- und Fernsehproduktion beschäftigt. Einige dieser Kinder wurden für die Explorativstudie befragt.

Das Projekt »Entgrenzte Arbeit, entgrenzte Familie« untersucht die Wechselwirkung zwischen Familie und Erwerbsarbeit unter den Bedingungen von Entgrenzung; im Fokus stehen die praktischen Gestaltungsleistungen der Lebensführung von Familien. Ausgangspunkt ist die These, dass Familie und Erwerbsarbeit gegenwärtig starken Wandlungsprozessen unterworfen sind, was sich in neuen Familienformen, neuen Familienbildern, veränderten Ansprüchen an die Gestaltung von Familie zeigt und sich in einer wachsenden Intensivierung und Subjektivierung von Arbeit sowie in der Flexibilisierung der Arbeitszeiten und in einer zunehmenden Multilokalität von Arbeit und Familie äußert.

Kinder kompetente Informanten und Interpreten ihres Lebens sowie ihrer soziokulturellen Umwelt sind.

### Erste Zugänge

Im Rahmen der Explorativstudie wurden zunächst die Eltern gebeten, mit ihren Kindern Rücksprache zu halten und zu klären, ob sie zu einem Interview bereit wären – eine Vorgehensweise, die in westlichen Gesellschaften unvermeidbar ist, da Eltern hier die *gatekeeper* zur *black box* Familie darstellen. Über die Motivation der Kinder, am Interview teilzunehmen, lässt sich rückblickend nur spekulieren. Ganz offensichtlich waren die Kinder von ihren Eltern nicht zur Teilnahme gedrängt worden. Bei den Kindern spielte durchaus Neugier auf die ungewohnte Situation eine Rolle.

Der erste Kontakt zu den Kindern lief telefonisch: Mara rief ihre Mutter mit den Worten »Mama, die Frau vom Jugendamt ist dran!« ans Telefon. Sebastian entschied sich dafür, den Hörer sofort an seinen Vater weiterzureichen, der das Verhalten seines Sohnes mit einem »Mein Sohn ist nur zu faul, nachzudenken, wann er für das Interview Zeit hat« kommentierte.

### Wie bringt man Kinder zum Reden?

Forschung mit Kindern (und auch mit Erwachsenen) funktioniert nicht nach einer bestimmten »Gebrauchsanleitung«. Im Rückblick zeigte sich jedoch, dass bestimmte Aspekte maßgeblich für das »Gelingen« der Gespräche waren.

In jeder Interviewsituation gibt es Orte, die mehr als andere dazu geeignet sind, die natürliche Distanz zwischen Forschenden und Beforschten zu verringern. Bei der Forschung mit Kindern erfährt diese Differenz noch eine Verstärkung durch den Altersunterschied und die damit verbundenen Zuschreibungen von Kind-Sein und Erwachsenen-Sein – Grund genug, die »Fremdheitserfahrung« zwischen Kind und Erwachsenem nicht übermächtig werden zu lassen. Insofern erscheint das *Kinderzimmer* als der einzig mögliche Ort für ein Interview innerhalb der Familienwohnung: Hier sind die Kinder die »Chefs« – und einmal mehr die *Expertinnen und Experten ihrer selbst*.

Die Tür zu schließen, scheint dabei zunächst ungewohnt, verdeutlicht aber dem Kind noch einmal symbolisch, dass nichts von seinen Erzählungen den Raum verlassen oder gar von Eltern und Geschwistern kommentiert werden kann.

### Die Interviews aus Sicht der Interviewerin

Zu Beginn des Gesprächs stellte sich die Interviewerin noch einmal vor und erklärte in einfachen Worten, wo sie arbeitet und warum sie mit dem Kind ein Interview führen wollte. Sie verwies darauf, dass ihre Kollegin bereits den Vater bzw. die Mutter interviewt hatte, und erklärte, dass sie nun wissen wollte, was die Kinder über die Arbeit ihrer Eltern dächten, da zu einer Familie ja Eltern und Kinder gehörten. An dieser Stelle wies sie auch darauf hin, dass sie den Eltern nichts von diesem Gespräch weitererzählen würde.

Um die individuellen Sichtweisen der Zehn- bis Dreizehnjährigen nachzeichnen zu können, wurde die Methode des teilstrukturierten Interviews gewählt, bot diese doch die Möglichkeit, die Sicht der Kinder auf ihr Leben, ihre Wünsche, Interessen, Lernprozesse, Probleme und Ängste zu erfassen.

Zum Einstieg bat die Interviewerin das jeweilige Kind, ihr den gestrigen Tagesverlauf zu schildern. Sie erklärte, dass er/



»Das kostbarste Gut,  
das Eltern ihren Kindern schenken können,  
ist Zeit.«

Remo H. Largo, Kinderarzt

sie alles erzählen könnte, was ihm/ihr dazu einfiel, und er/sie sich ruhig Zeit lassen könnte. Den *Tagesverlauf* wählte sie, weil sie sich so ein erstes Bild vom Alltag des Kindes machen und an die Schilderung mit Nachfragen anschließen bzw. sich später wieder darauf beziehen konnte (*»Du hast vorher erzählt, dass ...«*). Den *vorherigen Tag* wählte sie, weil sie davon ausging, dass dieser für die Kinder leicht erinnerbar war. Die Kinder begannen daraufhin zu erzählen, und sie hörte erst einmal nur zu.

Im weiteren Gesprächsverlauf ermutigte die Interviewerin die Kinder immer wieder durch Mimik, Tonfall oder Wortwahl, ihre eigene Sicht darzustellen. Umgekehrt widersprach sie nicht und äußerte keine Zweifel an der »Wahrheit« ihrer Aussagen. Sie bemühte sich vielmehr, den Kindern Bestätigung zu geben, indem sie deutlich machte, dass sie eine als »lustig« eingeführte Geschichte ebenfalls amüsierte, oder zu verstehen gab, dass sie ihre Traurigkeit berührte. Insgesamt bemühten sich alle Kinder sehr, ihren Alltag detailgetreu zu schildern, obwohl es für sie doch ungewohnt war, von einer »fremden« erwachsenen Person zum Beschreiben und Bewerten ihrer Lebenswelt aufgefordert zu werden.

Während der Interviews machte die Interviewerin die Beobachtung, dass die Körpersprache der Befragten und ihr Umgang mit der Interviewsituation keinesfalls mit ihrer jeweiligen Erzählbereitschaft bzw. mit ihrer inneren Offenheit respektive Distanz übereinstimmten:

Daniel setzte sich mit seinem Stuhl direkt vis-à-vis vor die Interviewerin und blickte sie offen an, erzählte jedoch äußerst knapp und umging es, Wertungen zu treffen.

Florian fläzte sich gemütlich auf das Sofa, antwortete jedoch kurz und bündig und wartete sogleich auf die nächste Frage.

Sebastian und Mara dagegen, die jeglichen Blickkontakt vermieden und sichtlich nervös mit Armband bzw. Halskette spielten, berichteten offen und ausführlich über ihren (Familien-)Alltag und gaben in weitaus größerem Maße als ihre jüngeren Geschwister ihren Gefühlen Raum.

Generell animierten Nachfragen die Kinder dazu, konkreter und ausführlicher zu erzählen. Zuweilen wurden auch ur-

sprünglich »dürre« Erzählungen ausgebaut, wenn die Interviewerin sich »dumm stellte« und um Erläuterung bat. Wenn eine Frage gar nicht »funktionierte«, indem ihr Gegenüber nichts oder nur äußerst spärlich dazu antwortete, gab es mehrere Möglichkeiten:

Die Interviewerin ging entweder zu einem anderen Thema über und stellte die Frage später noch einmal anders formuliert, oder sie entwarf ein fiktives, absurdes Szenario – in der Hoffnung auf eine empörte »Korrektur«. Gleichzeitig bemühte sie sich, Erzähltabus zu respektieren und nicht zu insistieren, wenn ihr Gegenüber ein Thema ganz offensichtlich aussparen wollte: Dies war zum Beispiel bei Mara der Fall, die während des gesamten Interviews kein einziges Mal auf die Patchwork-Konstellation ihrer Familie zu sprechen kam.

Wie die Kinder die Interviewsituation bewerteten, lässt sich nur in einem Fall direkt rekonstruieren: Florian erzählt seiner Mutter im Beisein der Interviewerin, dass er »nicht viel« gewusst, aber gesagt habe, wie »blöd das mit den Arbeitszeiten« des Vaters sei. Offenbar hatte Florian also den Eindruck, im Interview etwas »wissen« zu müssen – ähnlich wie in der Schule. An seiner Aussage ließ sich aber auch ablesen, dass er mit sich und dem Interview zufrieden war, weil es ihm die Möglichkeit gab, seine Unzufriedenheit mit den Arbeitszeiten des Vaters kundzutun und sich als Experte seiner Lebenswelt zu positionieren.

Generell ermöglichten die Interviews wertvolle Einblicke in die alltäglichen Abläufe des Familienalltags; zudem spiegelten sie die Haltungen der Kinder wider. Die offene Herangehensweise des teilstrukturierten Interviews gab den Befragten die Möglichkeit, von sich zu erzählen und das zu äußern, was ihnen jeweils wichtig war. Im Verlauf der Erhebung wurde aber immer wieder deutlich, dass eine Erhebung mit mehreren Schritten sinnvoller gewesen wäre, da Forschung mit Kindern auch langfristig Zeit braucht.

Darüber hinaus zeigten sich mehrfach die Grenzen des monomethodischen Zugangs: Für ein Langzeitprojekt wäre sicherlich auch eine Kombination aus Befragung und teilnehmender Beobachtung vorstellbar gewesen. Dies ist ein Zugang, der im deutschsprachigen Raum bislang kaum angewendet

wurde, der sich aber in der amerikanischen ethnografischen Kindheitsforschung durchaus bewährt hat.

### **Schwierigkeiten beim Erheben und Auswerten**

Kinder »ernst zu nehmen« bedeutet, bei der Auswertung des Interviewmaterials analytische Kategorien anzuwenden, die als Denkkonzepte der Befragten herausgearbeitet werden. Ein Grund für die Schwierigkeit des Auswertens lag in der inneren und äußeren Struktur der Interviews:

Die Antworten waren generell sehr kurz gehalten und wenig erklärend. Die Zehn- bis Dreizehnjährigen stellten kaum inhaltliche Verbindungen zwischen den einzelnen Aussagen her. Zudem setzten sie manches *als selbstverständlich* voraus, d. h. sie versetzten sich nicht in die Person der Interviewerin: Sie erzählten von Personen und Orten, die der Forscherin nicht geläufig waren, sie schilderten Alltagssituationen, ohne die zugrunde liegenden Zusammenhänge zu erläutern oder die Beweggründe für ihr Handeln zu nennen.

Die Kinder-Interviews zeigten im Gesprächsverlauf thematische Sprünge. Dies ist darauf zurückzuführen, dass die Elf- bis Dreizehnjährigen die Fragen oft in einer anderen »Ecke« als intendiert ansiedelten und das Interview damit in eine neue thematische Richtung lenkten; häufig mäanderte dann das Gespräch. Ferner wechselten sie die Fahrte zwischen Offenbarung und Rückzug, zwischen einem starken Mitteilen von Gefühlen und einem Tabuisieren von Themen (was auch für Interviews mit Erwachsenen gilt).

Kindheitsforscher/innen sehen sich stets mit der Schwierigkeit konfrontiert, dass das »Verstehen« von Kind-Sein immer nur eingeschränkt möglich ist: Das Beobachten und Beschreiben des Kinderalltags erfolgt immer aus der Perspektive des Erwachsenen; dabei fließen die Normen, Wertvorstellungen und Kindheitsbilder der Forscher/innen mit ein. Insofern stellen die nachfolgend skizzierten Ergebnisse lediglich eine Annäherung an die Alltagswirklichkeit der Kinder dar.

### **Erwerbsarbeit und Familienalltag aus Kindersicht**

#### **Gegebene Verhältnisse als Normalität**

Lässt man die Aussagen aus den Interviews Revue passieren, wird zunächst einmal deutlich, dass sich alle Kinder mit den gegebenen Arbeits- und Familienverhältnissen arrangiert haben sowie diese als »Normalität« wahrnehmen und beschreiben. Vor allem die Kinder der »Filmfamilie« zeigten sich bemüht, eine »normale« Familie zu präsentieren und das Arbeits-Familien-Arrangement als reibungslos funktionierend zu schildern.

Nach dem ungewöhnlichen Modell der abwechselnden Präsenz beider Elternteile befragt, erklärte der zwölfjährige Sebastian, dass sich die alltäglichen Abläufe in der Familie nicht von denen anderer Familien unterscheiden: »*Die Eltern von meinen Freunden haben ja auch einen Job.*« Auch sein zehnjähriger Bruder erklärte, sich mit der Situation arrangiert zu haben: »*Wenn man sie öfters mal hört und sieht, ist es nicht so schlimm.*«

Daniel betonte sogar die Vorzüge des familialen Arrangements, indem er einen Vergleich zog zu den Eltern eines Freundes, die ein Alleinverdiener-Hausfrau-Modell leben: »*Immer die Mama, das wäre nach ein paar Jahren, glaube ich, richtig langweilig. Bei denen kommt der Papa erst so um sieben nach Hause.*«

Im weiteren Interviewverlauf sollte sich zeigen, dass nicht die *faktische Abwesenheit* eines Elternteils, sondern vielmehr der *Moment der Trennung* immer wieder aufs Neue ein Problem darstellt: »*Das [mit dem Wechseln] ist nicht schlimm*«, erklärte Sebastian, »*halt beim Abschied ist es schlimm.*«

Obwohl die beiden Jungen seit ihrer frühesten Kindheit mit der Situation vertraut sind, ist der Abschied von Mutter oder Vater stets von Trennungsschmerz begleitet. »*Ich weine dann immer*«, sagte Sebastian leise. Auch sein Bruder erklärte, jedes Mal wieder traurig zu sein; laut Daniel gehen die Zurückbleibenden aber nach der Abreise eines Elternteils rasch wieder zur Tagesordnung über: »*Da geht das Leben einfach weiter.*«

Auch die Kinder der Einzelhandelsfamilie haben sich mit den Auswirkungen der elterlichen Arbeitsverhältnisse auf ihren Alltag arrangiert. Teilweise war in ihren Aussagen sogar Zufriedenheit mit den sich daraus ergebenden Freiräumen und Stolz auf die eigene Selbstständigkeit abzulesen. Nichtsdestotrotz ist es für die Geschwister wichtig zu wissen, dass die Mutter pünktlich um 15.00 Uhr nach Hause kommt, die Zeit des Alleinseins also begrenzt ist. Mit der zuverlässigen und pünktlichen Ankunft des Vaters zu einem fixen Zeitpunkt kann dagegen nicht gerechnet werden. Während Mara die häufige und lange Abwesenheit ihres sozialen Vaters mit einem Achselzucken zur Kenntnis nimmt und »normal« nennt, beklagt ihr zwölfjähriger Stiefbruder Florian, der ein engeres Verhältnis zu seinem Vater hat, die mangelnde Passung der väterlichen Arbeitszeiten mit dem eigenen Tages- und Wochenablauf:

»*Unter der Woche ist es schon doof, dass mein Vater nicht da ist, weil er kommt um neun dreimal in der Woche und dann schlafe ich schon. Und vielleicht kommt er mal früher, aber dann bin ich draußen, wenn es schön ist. Und wenn es nicht schön ist, dann lerne ich, oder mein Vater hat halt was zu tun.*«

#### **Telefonisch mit den Eltern verbunden**

In den Aussagen der Zehn- bis Dreizehnjährigen zeigte sich, dass die Beziehung zum abwesenden Elternteil maßgeblich über das Telefon hergestellt wird. Im familialen Alltag übernimmt das Telefonieren unterschiedliche Funktionen: Es dient der Herstellung von Nähe und dem Austausch von Informationen über den Arbeits- bzw. Schulalltag, aber auch der Meldung von Erfolgen und Sorgen (von den Kindern zum Elternteil) und der Übermittlung von Arbeitsaufträgen (von der Mutter zu den Kindern). Darüber hinaus rufen die Kinder der Einzelhandelsfamilie regelmäßig die Mutter oder den Vater am Arbeitsort an, um Erlaubnisse einzuholen bzw. vorher gesetzte elterliche Grenzen wie Heimkommenszeiten kurzfristig neu auszuhandeln.

Anhand der Interviews mit den Kindern der Filmfamilie wurde dagegen ersichtlich, dass beim Telefonieren mit der



arbeitsbedingt abwesenden Mutter regelrechte »Bildungs-episoden« stattfinden. So schilderte Sebastian ein »typisches« Telefonat mit der Mutter:

*»Dann fragt sie, wie es uns geht, was so in der Schule passiert ist. Und wie es den Blumen geht. Dann gehe ich ins Gartenhaus und sage: Du, Mama, die Reisblume ist 10 cm groß und die Tulpen sind 30 cm hoch und da haben drei eine gelbe Blüte und zwei eine rote Blüte. Und dann frage ich sie, was ist denn das links neben der Tür. Und dann sagt sie: Ach, das ist Schnittlauch.«*

### **Das Wiedersehen will gestaltet sein**

Die Erzählungen der Kinder verdeutlichen, dass es nicht nur spezifischer Praktiken des Umgangs mit der elterlichen Abwesenheit bedarf, sondern dass nach einem anforderungsreichen Arbeits- und Schultag auch der Moment des (Wieder-)Aufeinandertreffens von Eltern und Kindern gestaltet werden muss. Die befragten Kinder haben die Erfahrung gemacht, dass die heimkehrenden Eltern Mühe haben, vom Arbeits- auf den Familienmodus »umzuschalten«. Entsprechend haben sie sich angewöhnt, eigene Bedürfnisse zunächst einmal zurückzustellen.

Sebastian und Daniel begrüßen den von den Dreharbeiten heimkehrenden Elternteil mit einer sauber geputzten Wohnung, einem frisch gemachten Bett sowie einem schönen Menü. In ihren Erzählungen zeigte sich, dass sie gegenüber dem heimkehrenden Elternteil ein großes Maß an Aufmerksamkeit und Rücksichtnahme zeigen. Daniel erklärte: *»Dann merkt man ihnen an, dass sie müde sind und sich erstmal ausschlafen müssen. Das verstehe ich auch.«*

Mara verfolgt dagegen die Strategie, die Stimmung des Vaters erst einmal vorsichtig zu sondieren und niedrigschwellig in die Kommunikation einzusteigen, indem sie *»ein leichtes Gespräch«* mit ihm beginnt. Nichtsdestotrotz wird ihr Wunsch nach Austausch vom Vater häufig mit dem Verweis auf »später« zurückgewiesen. Meist akzeptiert Mara den väterlichen Wunsch nach Aufschub, allerdings hat ihre Geduld auch Grenzen – mit dem Ergebnis, dass manches zwischen Vater und Tochter unge sagt bleibt:

*»Manchmal vergeht mir auch die Laune, ich will was Wichtiges loswerden und dann sagt er, ›lass mich erst mal das und das machen.« Später dann, ›So, jetzt kannst Du es mir erzählen.« Dann sage ich, ›nee, jetzt habe ich aber keine Lust mehr.« Dann sagt er, ›dann lass es bleiben.« Dann erzähle ich es ihm halt nicht.«*

Die Episode verdeutlicht exemplarisch, dass sich die Kinder zwar auf die Bedürfnisse ihrer von der Erwerbsarbeit erschöpften Eltern einzustellen versuchen, dabei aber auch deutlich machen, wo ihre Grenzen liegen, und sich spontane Bedürfnisse nach Kommunikation und Nähe nur bedingt auf einen späteren Zeitpunkt verschieben lassen, weil die Gelegenheit zur Kommunikation dann »verpasst« ist.

### **Familienbilder: Rama-Familie versus Realfamilie**

Die befragten Kinder messen dem familialen Zusammensein hohe Bedeutung bei, teilweise wird die geteilte Familienzeit auch idealisiert – wie im Fall von Mara, die den Sonntag zum Paradedag einer »Rama«-Familie (entsprechend der Fernsehwerbung) stilisierte:

*»Am Sonntag, da machen wir irgendwas Schönes, fahren irgendwo hin oder gehen spazieren oder fahren mit Inlinern oder mit dem Fahrrad*

*mit unserem Hund. Oder in den Ferien, Schwimmbad oder essen fahren, wo man halt einfach gemeinsam ist. Unsere kleine Familie halt, da machen wir so Ausflüge zusammen.«*

Auf Nachfrage stellte sich allerdings heraus, dass derartige Aktionen nur ein Mal pro Monat stattfinden; dass Maras Initiative für gemeinsame Unternehmungen oft von den Eltern mit dem Verweis auf das nächste Wochenende abgeschmettert wird; dass auch Mara zuweilen nicht an Familienausflügen teilnehmen, sondern lieber etwas mit den Freundinnen unternehmen will.

Insgesamt ist die geteilte Familienzeit in den untersuchten Familien knapp bemessen. Häufig erfahren die Zehn- bis Dreizehnjährigen, dass die arbeits- und schulfreien Sonntage von konkurrierenden Interessen und Anforderungen – wie Lernzeit, Hausarbeit, Regenerationszeit, Zeit mit Verwandten sowie Freundinnen und Freunden – bedroht ist. *»Manchmal haben meine Eltern keine Zeit«,* erzählte Florian, *»weil sie noch so viel zu erledigen haben.«* Der Zwölfjährige wünscht sich zwar mehr gemeinsame Unternehmungen, hat aber bereits verinnerlicht, warum diesem Bedürfnis nur selten stattgegeben werden kann: *»Der Haushalt macht sich ja nicht von alleine.«*

### **Alltag: Familie als Teilzeit-Modell**

Die Zehn- bis Dreizehnjährigen beschreiben jedoch nicht nur die absichtsvoll gestaltete gemeinsame »Freizeit« als wertvolle Familienzeit. Aus Maras Erzählung wurde deutlich, dass auch bei der gemeinsamen Hausarbeit ein Gefühl der Solidarität und Nähe entstehen kann:

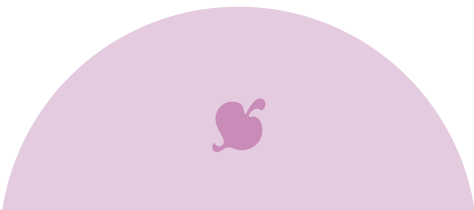
*»Mit meiner Mutter koche ich oder ich sage, ›kann ich Dir dabei helfen?« Dann sagt sie, ›ja, schneid mal Gurken und mach mal den Salat an. Oder Wäsche waschen. Also Teamwork.«*

Hier wird bereits ersichtlich, dass auch die Zeit, die nur mit einem Elternteil verbracht wird, durchaus als wertvolle Familienzeit empfunden wird.

Während Mara das Ungleichgewicht zwischen *Mutter-Tochter-Zeiten* und *Vater-Tochter-Zeiten* akzeptiert hat, kann für ihren Bruder der relativ hohe Anteil von *Mutter-Sohn-Zeit* keineswegs die geringen Zeiten der Anwesenheiten seines Vaters kompensieren: Florian wünscht sich sehnlich gemeinsame »Vater-Sohn-Tage« mit Schwimmen, Eis essen und Kinobesuchen. Das Ausmaß an elterlicher Präsenz ist aber allein noch kein Gradmesser für die Zufriedenheit mit der Familienzeit, denn selbst Daniel aus der »Filmfamilie«, dessen Vater immer wieder über Wochen zu Hause präsent und für die elterliche Sorgearbeit zuständig ist, vermisst eine spezifische *Vater-Sohn-Zeit*: Er wünscht sich, gemeinsam zum Vater-Kind-Fußball zu gehen – ein Unterfangen, das der Vater bislang stets mangels Interesse abgelehnt hat.

### **»Das wäre schon schön ...« – Vorsichtige Bewertungen**

In versteckten Randbemerkungen wurde deutlich, dass sich die Kinder eine umfassendere Anwesenheit eines bzw. beider Elternteile durchaus wünschten (insbesondere abends und am Wochenende); sie halten sich aber mit Kritik am gegenwärtigen Arrangement zurück. Dieses Bemühen um eine neutrale bis freundliche Haltung lässt sich auf zwei Ursachen zurückführen: Zum einen bestätigt sich hier ein häufig geäußerter Befund der Kindheitsforschung, nach dem Kinder generell bemüht sind, ihre Familie nach außen hin positiv darzustellen



*»Seine vielleicht erste Erinnerung, dass er unter dem Weihnachtsbaum liegt und sich in einer roten Weihnachtskugel spiegelt. – Als er sich im folgenden Jahr wieder so gespiegelt vorfindet, denkt er zurück und weiß auf einmal, dass Zeit vergangen ist, dass Zeit vergeht.«*

Nadja Einzmann  
*Dies und das und das – Portraits*

und sie gegen potenzielle Kritik zu schützen; durch Bewertungsfragen geraten sie jedoch rasch in Loyalitätskonflikte.

Die zweite Ursache für die rhetorische Zurückhaltung steht in speziellem Zusammenhang mit dem Thema: Die Kinder sind sich darüber im Klaren, dass die Arbeit der Eltern der familialen Existenzsicherung dient, und versagen sich deshalb weitgehend Kritik. So ist Florian Falke hin und her gerissen zwischen dem Wissen um die ökonomische Notwendigkeit des Geldverdienens und dem Bedürfnis nach mehr Vater-Sohn-Zeit. Mit der Utopie des arbeitsfreien Samstags konfrontiert erklärt er dann:

*»Das wäre schon schön, aber jemand muss ja Geld verdienen. Meine Mutter verdient zwar auch Geld, aber ich mag halt öfters mit meinem Vati was machen.«*

Auch bei den Kindern der Filmfamilie wird deutlich, dass der offensichtliche Wunsch nach mehr bzw. regelmäßig geteilter Zeit von der Einsicht in die ökonomische Notwendigkeit des Gelderwerbs und dem Bedürfnis, das Familienleben als »normal« und »richtig« darzustellen, überdeckt wird. Mit der Fiktion eines 9-to-5-Jobs konfrontiert erklärt Sebastian zögernd:

*»Das fände ich schon okay, aber, ja, also, die müssen ja auch, wir brauchen ja auch was zu füttern und dann muss man halt was dafür tun. (...) Das ist halt so und man kann nichts ändern. Und ich habe mich halt schon daran gewöhnt und ich finde es halt voll korrekt.«*

Erst nach langem Zaudern erklärte Sebastian, dass es schön wäre, wenn beide Eltern gleichzeitig mehr zuhause wären:

*»Wenn es da so ein Double gäbe, das für die arbeiten würde. (...) Also, dass die mehr Zeit haben und trotzdem das Geld verdienen.«*

#### Fazit

Die Ergebnisse aus den Kinder-Interviews bestätigen die für Kinder herausragende Bedeutung von gemeinsam verbrachter Familienzeit: Geteilte Zeit stiftet Nähe zwischen den Familienmitgliedern, ermöglicht gegenseitige Anteilnahme, Unter-

stützung, Fürsorge. Indem man sich mit dem Anderen beschäftigt, miteinander kommuniziert oder etwas gemeinsam unternimmt, entsteht Gemeinsamkeit und Zugehörigkeit, kurz: familiäre Identität. Wichtig für das *doing family* sind aber auch Zeiten, in denen die Familienmitglieder einfach nur gemeinsam an einem Ort anwesend sind, ohne sich gezielt miteinander zu beschäftigen, d. h. beiläufig und nicht geplant.

Für die untersuchten Familien erweist sich die Herstellung und Sicherung von »Familienzeit« allerdings oft als Balanceakt, zumal Väter, Mütter und Kinder neben ihrer Mitgliedschaft im System Familie noch in weitere Handlungskontexte (wie Schule, Erwerbsarbeit, Freizeit, soziale Netzwerke) mit jeweils unterschiedlichen Anforderungen und Logiken eingebunden sind. Vor allem aber verhindern die elterlichen Arbeitsbedingungen, die hohe Ansprüche an die zeitliche Flexibilität und räumliche Mobilität der Beschäftigten stellen, die Etablierung rhythmisch wiederkehrender Alltagszeiten (wie Mahlzeiten, Bettgehzeiten) sowie gemeinsamer Handlungsroutinen, die den Familienalltag strukturieren und die Prozesse der Abstimmung vereinfachen.

»Familienzeit« als sinnhaft gestaltete Kopräsenz der Familienmitglieder ergibt sich in den untersuchten Familien nicht zu bestimmten Zeiten (Abend, Wochenende) »von selbst«, sondern bedarf der intensiven Abstimmung der Familienmitglieder sowie der aktiven Verschränkung der individuellen Lebensführungen zum familiär verzahnten Handeln: Dabei muss zwischen konkurrierenden Interessen und Anforderungen abgewogen, müssen divergierende Zeitmuster koordiniert und synchronisiert werden. »Familienzeit« ist demnach das Resultat einer komplexen Herstellungsleistung, an der alle sozialen Akteure der Familie, d. h. Erwachsene und Kinder, im Rahmen ihrer *Arbeit des Alltags* immer wieder von Neuem beteiligt sind.

Die Aussagen der Zehn- bis Dreizehnjährigen deuten darauf hin, dass nicht nur Bedingungen der Erwerbsarbeit die Herstellung von Familie erschweren, sondern dass kleine elterliche Gesten eine hohe Bedeutung haben: Der Tochter in den we-

sentlichen Momenten zuzuhören, den Wunsch nach einem gemeinsamen Fußballspiel einmal nicht zurückzuweisen oder das Gute-Nacht-Sagen, auch wenn es schon spät geworden ist, nicht auszulassen – solche »Kleinigkeiten« können knappe Familienzeit kompensieren.

Die Bedürfnisse von Kindern (hinsichtlich elterlicher Anwesenheit) sind immer auch abhängig von Alter, sozialem Umfeld und individuellen Befindlichkeiten. Aus Sicht der befragten Zehn- bis Dreizehnjährigen müssen die Eltern keineswegs immer zu Hause sein; wichtiger ist ihnen die verlässliche Anwesenheit der Eltern zu bestimmten Zeiten, vor allem am Abend und am Wochenende.

Insgesamt besteht weiterhin Bedarf an Forschungen zu den Wechselwirkungen von Arbeits- und Familienalltag, die sowohl die Perspektive der Eltern als auch der Kinder einbeziehen. Vor allem braucht es multiperspektivische Forschungen, die eine Langzeitperspektive einnehmen: Denn wie sich das Spannungsfeld von flexibilisierter Erwerbsarbeit und Familienalltag auf die Biografien der Familienmitglieder auswirkt und ob die gegenwärtigen Bedingungen einmal als Hemmnis oder als Befähigung für den weiteren Lebensverlauf eingeschätzt werden, lässt sich erst beurteilen, wenn man die Zehn- bis Dreizehnjährigen in zwanzig Jahren noch einmal aufsucht und befragt.

## Literatur

- Galinsky, Ellen** (1999): Ask the children. What America's children really think about working parents. New York
- Heinzel, Friederike** (1997): Qualitative Interviews mit Kindern. In: Friebertshäuser, Barbara/Pregel, Annedore (Hrsg.): Handbuch Qualitative Forschungsmethoden in der Erziehungswissenschaft. Weinheim/München, S. 396–413
- Hochschild, Arlie R.** (2006): Keine Zeit. Wenn die Firma zum Zuhause wird und zu Hause nur Arbeit wartet. Wiesbaden
- Jurczyk, Karin / Rerrich, Maria S.** (Hrsg.) (1993): Die Arbeit des Alltags. Beiträge zu einer Soziologie der alltäglichen Lebensführung. Freiburg
- Klenner, Christina / Pfahl, Svenja / Reuß, Stefan** (2002): Arbeitszeiten – Kinderzeiten – Familienzeiten. Bessere Vereinbarkeit durch Sabbaticals und Blockfreizeiten? Projektbericht im Auftrag des Ministeriums für Arbeit und Soziales, Qualifikation und Technologie des Landes NRW. Düsseldorf
- Polatnick, M. Rivka** (2002): Quantity time. Do children want more time with their full-time employed parents? Berkeley
- Roppelt, Ulrike** (2003): Kinder – Experten ihres Alltags? Eine empirische Studie zum außerschulischen Alltag von 8- bis 11-jährigen Kindern aus dem Bleiweißviertel Nürnberg. Frankfurt am Main
- Strauss, Anselm / Corbin, Juliet** (1996): Grounded Theory. Grundlagen Qualitativer Sozialforschung. Weinheim

**Explorativstudie:** Entgrenzte Arbeit, entgrenzte Familie aus Kindersicht

**Laufzeit:** 01.01.2007–30.6.2007

**Auftraggeber:** Deutsches Jugendinstitut e.V., Abt. Familie & Familienpolitik, im Rahmen eines wissenschaftlichen Gaststipendiums

**Methoden:** Teilstrukturierte Interviews; Auswertung in Anlehnung an die Grounded Theory

**Durchführung:** Laura Wehr M.A. (ehem. DJI-Stipendiatin; Universität Augsburg)

**Kontakt:** laurawehr@web.de

**Publikationen:** Unveröff. Stipendiumsbericht »Entgrenzte Arbeit, entgrenzte Familie aus Kindersicht«

**Projekt:** Entgrenzte Arbeit – entgrenzte Familie. Neue Formen der praktischen Auseinandersetzung mit dem Spannungsfeld Arbeit und Familie

**Laufzeit:** 01.03.2006–28.02.2008

**Auftraggeber:** Deutsches Jugendinstitut e.V., Hans-Böckler-Stiftung (Projekt-Nr. 2005-784-3)

**Methoden:** Erhebung: Themenzentrierte erzählgenerierende Interviews; Experteninterviews; Auswertung: Kombination von Elementen der Dokumentarischen Methode, der Narrationsanalyse sowie der Grounded Theory

**Kooperationsverbund:** TU Chemnitz, Lehrstuhl für Industrie- und Techniksoziologie

**Durchführung:** Dr. Michaela Schier (DJI), Peggy Szymenderski (TU Chemnitz)

**Kontakt:** Dr. Michaela Schier, schier@dji.de

**Internet:** <http://www.dji.de/cgi-bin/projekte/output.php?projekt=359>

**Publikationen:**

Jurczyk, Karin/Lange, Andreas/Szymenderski, Peggy (2005): Zwiespältige Entgrenzungen: Chancen und Risiken neuer Konstellationen zwischen Familien- und Erwerbstätigkeit. In: Oechsle, Mechthild (Hrsg.): Verlieren wir die Balance? Wiesbaden, S. 13–33

Schier, Michaela/Jurczyk, Karin (2007): Familie als Herstellungsleistung in Zeiten der Entgrenzung. In: Aus Politik und Zeitgeschichte, 34. Jg., S. 10–17

Schier, Michaela/Szymenderski, Peggy (2007): Arbeitsbedingungen im Einzelhandel und in der Film- und Fernsehproduktion. Rahmenbedingungen für die familiale Alltagsgestaltung. EntAF-Arbeitspapier 1, DJI, München

Schier, Michaela/Szymenderski, Peggy/Jurczyk, Karin (2007): Eltern in entgrenzter Erwerbsarbeit – differenzierte und flexible Betreuungsbedarfe. Teilergebnisse einer qualitativen Studie im Einzelhandel und in der Film- und Fernsehbranche. EntAF-Arbeitspapier 2, DJI, München